

Theorie der Seltsamkeit von Pavla Horáková

Aus dem Tschechischen von Martina Lisa

1. Über Kommunikation, Geländeknick und Midlifecrisis

Ich ließ meinen Blick über die hundertjährigen Altbauten wandeln, seit Jahren laufe ich auf meinem Weg zur Arbeit an ihnen vorbei. Ihre Fassaden, unten ganz schwarz und mit jedem Stockwerk etwas heller, sind ein eindeutiger Beweis dafür, dass die Giftkonzentration nah am Boden am höchsten ist. Reflexartig hielt ich den Atem an.

In dieser wie auch in den umliegenden Straßen wohnt schon seit Ewigkeiten fast niemand mehr. Die Ladengeschäfte im Erdgeschoss stehen leer oder werden kurzfristig von ominösen Etablissements genutzt, die hier in schneller Abfolge wechseln. Kein Stückchen grün, hier gedeiht gar nichts, nur der Dreck, der setzt sich hier fest und bleibt. Sowie das Institut für interdisziplinäre Anthropologie.

Die Ampel fing mit vierfacher Geschwindigkeit an zu flackern und sprang auf grün. Ich lief über die Straße und steuerte die metallene Tür an, eine Hinterlassenschaft aus den Siebzigern, eine befremdliche Disharmonie mit dem Eingangsportal im Neorenaissancestil.

Je näher ich der Tür kam, desto stärker wurde der Widerwille. Nach zehn Jahren regelmäßiger Präsenz, teilweise auch an Wochenenden und Feiertagen, war meine Abneigung gegen das Gebäude und alles, was es verkörpert, mächtig gewachsen. Am deutlichsten ist sie am Morgen zu spüren, vor der Eingangstür, die wie aus der sozialistischen Platte aussieht – metallener Griff und schmutzige Scheibe aus Drahtglas. Nach all den Jahren müsste meine Hand bereits eine Delle ins Metall hineingedrückt haben. Ich holte noch einmal auf der Hauptverkehrsstraße tief Luft und betrat den schummrigen Durchgang. Der Geruch ist hier seit Jahren stabil geblieben. Eine Mischung aus Straßenausdünstungen, Muff, Feuchtigkeit und Zigarettenqualm, der sich im Pfortnerkabuff festgesetzt hatte (die Rauchverbotsregeln, falls es sie hier überhaupt gab, hatte nie jemand befolgt), und dazu der Duft von löslichem Kaffee. Das Flimmern des uralten Fernsehers der Marke Tesla Merkur war mittlerweile durch ein gleichmäßigeres Strahlen eines neuartigen Geräts ersetzt worden.

Wie jeden Tag begrüßte ich den einhändigen Herrn Kožnar, von allen nur Captain Hook genannt. Er ist schon so lange im Dienst, dass sich niemand an einen anderen Pfortner

erinnern kann. Herr Kožnar hat dutzende Direktoren erlebt, fünf Namensänderungen des Instituts sowie dessen zweifache Auflösung und Neugründung, je nach herrschendem politischen Klima.

Neben ihm ist die zweite Konstante des Instituts die Betriebsbibliothekarin Valerie Hauserová. Auf den ersten Blick würden wohl die wenigsten darauf kommen, dass die unscheinbare Sechzigjährige im weißen Kunstfaserkittel die qualifizierteste und meistgebildete Person im ganzen Institut ist. Einige Jahre hatte sie das Institut geleitet. Doch dann, noch bevor ihre Amtszeit zu Ende war, hatte sie von heute auf morgen ihr Amt niedergelegt. Alle angefangenen Forschungsprojekte hatte sie beendet, die ganze Dokumentation geschreddert und war samt ihrem bescheidenen Wesen mit den nötigsten persönlichen Gegenständen in ein kleineres Büro umgezogen, mit schlechterem Ausblick und einfacherem Mobiliar.

Sie war aus persönlichen Gründen zurückgetreten. Ihr einziger Sohn, ein eigenwilliger und überaus talentierter junger Mann, war kurz davor als vermisst gemeldet worden. Bis heute fehlt von ihm jede Spur. Von sich aus sprach Valerie nie darüber und nach einigen gescheiterten Gesprächsversuchen fragte auch keiner mehr nach. Jeden Tag kommt sie als allererste ins Institut, noch vor sieben, und die Bibliothek schließt sie schon um drei. Die Mitarbeiter schimpften zwar immer wieder über die Öffnungszeiten, die sich nicht wirklich mit ihren gewohnten Arbeitszeiten deckten, doch ihr Gemecker führte zu gar nichts, es blieb dabei. Manchmal, wenn mir morgens die Kraft oder die Motivation zum Arbeiten fehlt, mache ich einen kleinen Abstecher zu ihr.

„Trinkst du einen grünen Tee mit?“, rief sie mir mit ihrer verrauchten Stimme Richtung Tür entgegen. „Das Wasser ist noch heiß.“

Das passte so nicht zu ihr. Ich habe Valerie noch nie etwas essen oder trinken sehen, was nur annähernd gesund anmuten würde. Aus ihrer tiefen Abscheu gegen neuartige Trends machte sie keinen Hehl. Sie trinkt mehrmals am Tag einen Türken, einen billigen Filterkaffee, direkt im Glas mit heißen Wasser aufgegossen, mit zwei Würfeln Zucker. Als sie meinen ungläubigen Gesichtsausdruck bemerkte, zeigte sie auf ein dampfendes Glas mit moosgrüner Flüssigkeit.

„Pfeffi mit heißem Wasser. Ich fühl mich ein wenig krank. Erzähl mir nicht, dass du noch nie getrunken hast, Ada!“

So wie ich Valerie kannte, hatte sie sich das Getränk eben erst ausgedacht. Mir fiel ein, dass ich heute mit dem Frühstück auch das Zähneputzen weggelassen hatte. Heißes Wasser mit Pfeffi war jetzt definitiv besser als Zahnpasta.

„Magst du Zucker?“ Ich schüttelte den Kopf. „Ich gehe auf den Balkon eine rauchen, kommst du mit?“

Aus dem unwirtlichen Bibliothekskabuff kommt man direkt auf die Terrasse. Sie zeigt zur Straße hin, also kein wirklich schöner Ort zum Verweilen, doch für eine starke Raucherin wie Valerie ein echter Sechser im Lotto.

Wir saßen am verstaubten Tisch und wärmten uns die Hände an unseren Gläsern mit dem giftgrünen Getränk. Unter uns drängten sich Autokolonnen durch die Straße, die Ampel teilte sie in gleichmäßige Portionen auf. Verkehrssperistaltik. Die Wagenreihen schoben sich von einer Ampel zur nächsten, wo sie stehen blieben. Und dann wieder von vorn. Ähnlich wie der Darminhalt produzierten auch sie übelriechende Gase. Hier noch mehr Rauch zu inhalieren und ihn später in die Umgebung wieder auszupusten erschien mir fast als Unmäßigkeit. Oder war es vielleicht genau andersrum: Die Luft war schon dermaßen dreckig, dass es auf ein paar weitere Dutzend krebserregende Stoffe, die man hier einatmete, nicht mehr ankam.

„Was ist mit Robert, gibt's was Neues?“ fragte mich Valerie nach einer Weile.

„Nichts.“

„Auch gut“, nickte sie und schwieg.

Robert war noch vor einigen Monaten mein sogenannter fester Freund. Ich hatte ihn in einer Phase getroffen, wo ich all diese Schlaumeier satt hatte, die nicht einmal in der Lage waren, ein Regal an die Wand anzuschrauben. Und so hatte ich mir einen Kerl gesucht, der zwar nur einen einfachen Berufsabschluss hatte, dafür aber ganz erwachsen wirkte, er hatte Muskeln, eine eigene Firma und eigenes Auto, und meine zwei Dokortitel waren ihm schnurzpiegegal. Ich hatte mich mit seiner unkomplizierten Maskulinität arrangiert und versucht mich selbst zu überzeugen, dass dies das richtige Leben sei und dass meine Selbstverleugnung aus mir einen besseren Menschen und eine erwachsene Frau machen würde. An Wochenenden kochte ich bei laufenden Sportsendungen gutbürgerliche Küche, auf der Toilette wischte ich die Tropfen vom Boden weg und steckte mir nachts heimlich Ohrstöpsel rein, um bei seinem Sägen schlafen zu können. Ich hatte mich an ihn gewöhnt, hatte gelernt, ihn gern zu haben und mit ihm auf eine bestimmte Art fest gerechnet. Als ich ihn das letzte Mal sah, hatte er gerade zu Hause ein Dokument ausgedruckt. Es interessierte mich nicht wirklich, mein Auge wanderte eher aus Versehen darauf. Es war ein lupenreines Führungszeugnis, das er gerade erstellt hatte. Ein gefälschtes. Von einer Bewährung hatte ich gewusst. Von den anderen Verurteilungen und Strafmaßnahmen erfuhr ich erst viel später, da war Robert schon längst auf der Flucht. Vorher hatte er es noch geschafft, alle seine Sachen und einige von meinen in Sicherheit zu bringen. Keine Ahnung, in welchem Land er sich gerade vor der Verhaftung versteckte. Das Geld, das ich ihm geliehen und das er schlecht investiert hatte, in Autos und was weiß ich noch, werde ich wohl nie wieder sehen. Ihn hoffentlich auch nicht. Eigentlich bin ich froh, dass er weg ist. Ich kann mir nur nicht verzeihen, dass ich bereit war, mich komplett umzustülpen, um mich ihm und vor allem den Konventionen anzupassen.

Geblichen sind ein paar Dübellocher und eine offene Wunde dort, wo früher das Vertrauen in Menschen war. Ich würde ihm sehr gern einmal eine Rechnung stellen, Kostenersatz für das verpfuschte Leben. „Alles, was dir passiert, ist nur ein Prolog zu den Wundern, die sich später offenbaren“, hatte mich damals Valerie getröstet. Ich warte immer noch.

Wir schauten nach unten auf den regen Verkehr. Autos, Menschen, Waren, Gedanken, alles floss von einer Stelle zur nächsten. Unterbricht man den Verkehrsfluss, ist die Kacke am Dampfen. Mit diesem Bild versuchte mir meine Psychologin anschaulich ans Herz zu legen, ich solle über Probleme reden, den Kommunikationsfluss nicht unterbrechen, kommunizieren.

„Weißt du, was mir aufgefallen ist? Dass sich in dieser Straße nichts außer Dreck hält“, ich zeigte nach unten. „Zum Beispiel der Späti da an der Ecke. Wie viele Läden haben sich hier in letzter Zeit schon abgewechselt? Und nun ist auch der zu.“

„Das ist wie mit den Blutgefäßen, Herzchen.“ Frau Doktorin multiplexa zog den Rauch ein.

„Das hier ist eine kranke Ader, durch sie fließen nur noch toxische Elemente, und die setzen sich an den Gefäßwänden ab. So als würden sich dort Cholesterinkristalle verfangen. Und um die ballen sich weitere Scheußlichkeiten. Deswegen laufen hier in der Gegend nur Sexshops, Pfandhäuser oder Spielhallen. Dreck zieht nur Dreck an“, sagte sie und blies den restlichen Rauch aus.

„Solche dubiosen Läden halten sich in Straßen, die bergab gehen. Ist dir das schon mal aufgefallen?“, fuhr ich meine Überlegungen fort. „Bäckereien, Cafés, Schreibwarenläden oder Fleischereien, die gibt es in einer Straße, solange sie eben ist, sobald sie aber bergab führt, tauchen provisorische Spätis, Bars, Secondhandläden, Brautkleiderverleihe und A&Vs auf.“

Valerie dachte kurz nach. „Die Menschen laufen wohl nicht gern hoch und runter; weder Kunden noch Händler. Vielleicht sind deswegen dort die Mieten niedriger. Und wenn du einen Laden aufmachen willst, nur wenig investieren kannst und schnell Geld machen willst, geht es halt in einer Drecksgegend viel einfacher.“

„Oder die Gravitation ist schuld, dass auf der schiefen Fläche nichts haften bleibt“, warf ich ein. „Die Qualität bleibt entweder oben auf dem Berg oder sie fließt herab ins Tal. Am Hang kann nur etwas besonders Klebriges und Schmieriges haften bleiben, und selbst das nicht sehr lange.“

Valerie klopfte mir auf die Schulter.

„Ich könnte das mal heute bei der Institutssitzung ansprechen, was meinst du?“, zwinkerte ich ihr zu. „Beschäftigt sich hier jemand zufällig mit lokaler Humangeographie? Ich hätte da ein tolles Forschungsthema: ‚Der Zusammenhang zwischen sozio-pathologischen Erscheinungen und dem Geländeknick im urbanen Raum‘.“

„Das ist hohl genug, dass man dafür eine Förderung kriegt!“, lachte Valerie los und musste husten. Mir war nicht wirklich zum Lachen zumute. Mit meinem eigenen Forschungsprojekt steckte ich seit geraumer Zeit fest und kam nicht vorwärts.

„Na dann. Und danke für den grünen Tee“, ich machte mich auf den Weg.

„Gerne doch“, sagte Valerie, „und Kopf hoch!“

Wie oft habe ich in letzter Zeit diese beiden Wörter gehört oder selbst gesagt? Kommt es denn irgendwann im Leben zu dem Punkt, wo sich Freunde zum Abschied statt „Mach's gut!“ nur noch „Kopf hoch!“ zurufen? Oder war ich von meinen derzeitigen Gefühlen so beeinflusst, dass ich überall, wo ich hinschaute, nur Schwierigkeiten sah? Vielleicht meldete sich gerade die omnipräsente Midlifecrisis bei mir, nur ist sie dann wohl früher gekommen, noch bevor ich es geschafft habe, Erfahrungen und Güter anzuhäufen, die zu der Mitte des Lebens gehören. Man kann sich jugendlich kleiden und verhalten, das Erwachsensein und dessen Verpflichtungen auf die lange Bank schieben, doch die Zeit lässt sich nicht hintergehen. In meinem Lebenslauf wuchs die Liste der Verluste langsam an.

(...)

7. Über die Bristol-Stuhlformen-Skala, historische Belastung und Schrebegärten

Die Bristol-Stuhlform-Skala ist eine Übersichtstabelle, ein diagnostisches Hilfsmittel bei Darmerkrankungen für Patienten und Ärzte. Sie enthält anschaulich, in Farbe und ziemlich realitätsgetreu, sieben Grundtypen des menschlichen Stuhls, von festen Kügelchen bis hin zu flüssiger, brauner Brühe. Als ich sie das erste Mal gesehen habe, erfüllte mich eine tiefe Ruhe. Es war ein Beweis, dass sich in dieser Hinsicht alle Menschen gleich waren und ich war ein integraler Bestandteil der Menschheit. Unsere täglichen Toilettengänge und deren Resultate, die wir vielleicht für außergewöhnlich, besonders unangenehm oder erleichternd halten, werden mit der gleichen Ernüchterung oder Befriedigung auf Milliarden weiteren stillen Örtchen der Welt durchlebt. Nummer eins in der Tabelle sind trockene schwarze Minikastanien. Nummer Zwei, Böbbeln, zusammengepresst zu einem wurstartigen Klumpen, wie eine lange Brombeere. Nummer Drei, feste Fäzes mit leicht rissiger Oberfläche. Die Vier, eine windschnittige, schlüpfrige Wurst. Die Fünf, weiche, schmierige Klümpchen, die Sechs, breiartiger Kaiserschmarrn und schließlich die Sieben, eine wässrige braune Suppe. In England hatte ich mal ein Plakat aufgetrieben und Aleš Drlík zum Geburtstag geschenkt, wegen seiner Sorgfalt in Sachen Ausscheidung. Täglich um 8:05 Uhr konnte er mit diesem Bild vor Augen sein Erzeugnis mit den normierten Mustern vergleichen. Ich nehme das Plakat auf dem Klo mittlerweile gar nicht mehr wahr, aber auf Besucher wirkt es verstörend. Vielleicht sollte ich es doch wegschmeißen?

Wenn man es schafft, Nummer zwei, drei oder vier zu produzieren, bei denen die Verwendung von Toilettenpapier reine Formsache ist, wirkt es zufriedenstellend. Ich spülte eine perfekte Drei herunter, grüßte die Klospinne hinter der Schüssel und beglückwünschte mich selbst zu einem guten Start in den Tag. Vermutlich war es die einzige zufriedenstellende Tat für heute. In meinem Kalender leuchtete bedrohlich der Eintrag „Geburtstag Direktor“. Am Nachmittag war eine Institutsfeier geplant. Der Chef feierte seinen Fünfzigsten und niemand sollte verschont bleiben. Für solche Gelegenheiten habe ich die Reste von Vaters Zuwendungsreserve da. Selbst in seiner späteren Phase des persönlichen Zerfalls behielt Vater seine kritische Urteilskraft. Die wertvollen Konsumgüter, wie Weine mit Prädikat oder den harten Alk, hatte er in der Familie verteilt, im Krankenhaus blieb nur der letzte Dreck. Ein Whisky, sogar noch original verpackt, schien mir ein passendes Geschenk für den Vorgesetzten zu sein.

Beim Zähneputzen kam mir der Traum von heute Nacht wieder in den Sinn. Ich bin in einem Schloss, in dem eine neuartige, aber konservative Adelsfamilie wohnt. Ich stehe auf dem Hofplatz, vor mir eine blechbeschlagene Tür. Ich klopfe mit einer Art Kuhfuß darauf, da ruft schon die Dame des Hauses „Neeein!“. Doch ich ertaste eine hohle Stelle unterm Blech, setze den Hebel an und schon kommt ein geschickt verstecktes Einrad mit weißem Sattel zum Vorschein, so eins, wie es die Seilartisten im Zirkus benutzen. „Wen habt ihr bloß daran gehindert, das zu werden, was er wollte?“, schreie ich. In einem offenen altmodischen Wagen sitzt ein rundlicher Herr um die sechzig, „Wir?“, entgegnet er. Und in dem Moment wird mir klar, dass eben dieser Herr in seinen jungen Jahren Artist werden wollte, doch die rigide Familie und die starren Traditionen haben es nicht zugelassen.

Was auch immer der Traum zu bedeuten hat, Aleš werde ich nichts davon erzählen.

Ich lief am Tanzenden Haus vorbei und führte aus Übungsgründen Einschätzungen der Touris durch (lauter Fünfen oder schlechter), dann lief ich die Resslerova hoch. Die Straße sieht aus, als wäre sie schon immer hier gewesen, dabei führt sie erst seit etwa hundert Jahren bis zur Moldaubrücke. Früher endete sie direkt an der Kyrill-und-Method-Kirche, unterhalb der Kirche standen Wohnhäuser. Auf dem Weg zur Arbeit liegen einige meiner Lieblingslokalitäten. Es sind Stationen meines Erkundungspfads. Der Karlsplatz zum Beispiel. Ein Park, in dem es nichts Nützliches gibt, deswegen ein Anziehungspunkt für Obdachlose. In den vielen Jahren meiner Beobachtung habe ich Folgendes herausgefunden. Eine überwältigende Mehrheit der obdachlosen Männer weist einen üppigen Schopf auf. Und zwar auffällig. Ich habe mittlerweile so viele Beobachtungen durchgeführt, dass man Befangenheit und Verfehlungen ausschließen kann. Kahl sind weniger als ein Prozent von ihnen. Aber was sagt uns das? Hat sie das Leben unter widrigen Umständen daran gehindert, die Haarpracht zu verlieren? Führt das Leben auf der Straße etwa zur Entwicklung sekundären Haarwuchses? Gibt es eine Verbindung zwischen dem Haarpracht-Gen und der

sozialen Unangepasstheit? Es wäre ein Forschungsprojekt wert, wenn man bedenkt, wie viel Geld in diverse Haarwuchsmittel gegen Haarausfall für Männer fließt. Die Forschungsergebnisse könnten zu präventiven Maßnahmen für Menschen mit erhöhtem Obdachlosigkeitsrisiko genutzt werden, oder zur Heilung der Kahlköpfigkeit, falls diese durch den Lebensstil bedingt ist. Es hat das Potenzial einer wahren Goldgrube. Welches Haar hatte denn Kaspar überhaupt? So in Überlegungen versunken erreichte ich meine Arbeitsstelle.

Neben dem Pförtner Hook und der Bibliothekarin Valerie gibt es noch eine weitere graue Eminenz des Instituts für interdisziplinäre Anthropologie – Marcela Boháčková, sie leitet das Sekretariat des Direktors. Die Herrschaft der Sekretärinnen gehört zu den weiteren Nebeneffekten komplexer Systeme. Eine Office Managerin hat de facto mehr Entscheidungsmacht als alle Executive Consultants. Sie entscheidet über Alltäglichkeiten, kann die Entscheidungen des Chefs manipulieren, manche trifft sie sogar an seiner statt, und sie weiß über jeden und jede etwas. Sie liebt und genießt die Produktionstätigkeiten – bestellen, beschaffen, belegen, beherrschen. Wenn man mich fragt, sind für die Bürokratisierung und Verkrustung von Systemen größtenteils vor allem Menschen wie Marcela Boháčková verantwortlich, durch ihre blinde, gehirnlose Regeltreue. In ihrer Routinearbeit durch und durch sucht Marcela Boháčková nach jedem erdenklichen Kreativitätsventil. Die Institutsfeier zu Chefs Fünfzigstem bot ihr dazu eine willkommene Gelegenheit. Man konnte nicht übersehen, dass sie beim Friseur gewesen war, ihre Stöckelschuhe hatten einen zwei Zentimeter höheren Absatz und das Make-Up war mutiger als sonst. Sie trabte über den Flur, flüsterte hinter vorgehaltener Hand in ihr Handy und setzte immer wieder eine konspirative Miene auf. Ich wollte mir gar nicht vorstellen, was für eine Überraschung sie dem Chef wohl bereiten würde. Blitzartig verschwand ich in meinem Büro. Heute schaffe ich richtig was, nahm ich mir vor und öffnete das Dokument namens NOTIZEN. Darin habe ich unsystematisch diverse Gedanken notiert, die auf irgendeine Art mit meinem Forschungsthema „Zwischenmenschliche Sympathien aufgrund des äußeren Erscheinungsbildes“ zu tun haben. Ich ging die einzelnen Punkte durch.

- Wird über die gegenseitigen Sympathien im subkortikalen Bereich entschieden oder in anderen Gehirnstrukturen?
- Läuft es ähnlich wie bei den Hunden? Einige Hunderassen können einander automatisch nicht leiden, auch ohne vorherige Negativerfahrungen.
- DNA-Vergleich: Entspringen Menschen, die sich gegenseitig sympathisch sind, einem gemeinsamen Stamm?

Es folgte ein Verweis auf eine unlängst veröffentlichte amerikanische Studie, in der zwei angeblich für Freundschaft mitverantwortliche Gene identifiziert wurden. Die Träger des einen seien gern zusammen, wohingegen sich die Träger des anderen lieber meiden. Der

Leiter des Forschungsteams formulierte den bahnbrechenden Gedanken, dass eben diese Gene die Erklärung dafür sein könnten, warum wir Menschen, die wir treffen, grundlos mögen oder eben nicht. „Oft verspüren wir Menschen gegenüber eine instinktive Zuneigung oder Abneigung, ohne zu wissen warum“, habe ich mir aus der Zusammenfassung notiert. Eine wahrlich zukunftsweisende Bemerkung. Immerhin klang die Hypothese, die Gene könnten sich in körperlichen Merkmalen widerspiegeln, die man auch wahrnehmen kann, schon etwas schlauer.

Eine Welle der Abneigung überflutete mich. Ich hatte immer mehr das Gefühl, dass für gegenseitige Sympathie oder Antipathie weder die Gene noch unsere Erfahrung verantwortlich seien, sondern eine Art Metaphysik. Doch mit dem Karma-Prinzip und den früheren Leben komme ich an der Akademie nicht sehr weit. Obwohl ich davon überzeugt bin, dass diese sowohl in unseren Genen wie auch in der Radix einen Abdruck hinterlassen. Mich mit der Kompatibilität aufgrund von persönlichen Horoskopen zu beschäftigen, würde mir durchaus mehr Spaß machen, als die DNA zu sequenzieren. Diagnostisch gesehen wäre es für meine Forschung viel präziser und schneller. Ich sitze hier eindeutig an der falschen Stelle, ich gehöre nicht hierher, schoss mir durch den Kopf. Ich klickte auf den Nachrichtenserver.

„Durch die nordböhmische Stadt Mohelnice, Kreis Šumperk, raste heute Nachmittag ein vollbeladener, außer Kontrolle geratener LKW. Bei dem Unfall gab es zum Glück keine Verletzten. »Die Bremsen des LKWs haben versagt, der Fahrer verfehlte die Notfallspur und raste in der Gegenfahrtrichtung in die Stadt. Der voll mit Mineralwasser beladene LKW war komplett außer Kontrolle geraten, trotzdem gelang es dem Fahrer, Menschen und anderen Wagen auszuweichen. Er landete unverletzt im Garten eines Wohnhauses“, teilte der Einsatzleiter der Polizei Šumperk mit.«

In der Tür erschien Kollege Mrázek. Da fiel mir etwas ein.

„Sag mal, Ivan, wo bist du eigentlich her?“

„Šumperk die Ecke, warum?“

„Ach, nur so ...“

Mrázek legte seine Jacke ab, wusch sich die Hände und cremte sie mit Nivea ein. Mehr als je zuvor spürte ich in ihm eine verwandte Seele.

„Du Ivan, hast du nicht manchmal auch das Gefühl, dass das alles umsonst ist? Ich meine, das Institut. Unsere Arbeit. Die ganze lächerliche Forschung, das ist doch alles für die Katz ...“

Mrázek massierte sorgfältig seine Finger, einen nach dem anderen, und sprach mit mir wie mit einem Kind.

„Schau mal. Kann sein, dass unsere Forschung im Endeffekt nichts bringt. Aber jemand muss es eben machen, oder? Ich denke erst gar nicht drüber nach. Für mich ist das

Entscheidende, dass ich es geschafft habe, dass ich meinen Platz auf der Welt gefunden habe und jemanden davon überzeugen konnte, ihn zu bezahlen. Das beweist meine evolutionäre Anpassungsfähigkeit. Ich konnte mich gegen die Konkurrenz durchsetzen, ich fiel auf dem Arbeitsmarkt nicht durch, und das rechtfertigt meine Existenz“, er lächelte als hätte er gerade im Lebenslotto gewonnen.

„Und, du hast nie ein Problem damit, dass wir hier keine Werte schaffen? Wir bauen keine Kohle ab, heilen keine Krankheiten.“

„Wenn du Kohle abbauen würdest, würdest du dir vorwerfen, dass es schlecht für die Umwelt ist. Und wenn du Menschen heilen würdest, müsstest du vielleicht auch so jemanden wie den todkranken Hitler behandeln. Heilen kostet nur Geld, und am Ende werden wir eh alle sterben. Ein unwiderlegbarer Vorteil unserer Arbeit ist, dass wir dabei niemandem Schaden oder Leid zufügen. Und solange sich uns der Staat leistet, machen wir halt, was er will. Ganz so überflüssig sind wir vermutlich nicht, wenn sich in der Staatskasse immer Geld für uns findet.“

Ivans Pragmatismus leuchtete mir ein. Oder er hatte eben nicht so viele Selbstzweifel. Beziehungsweise hat er sie sich nicht zugestanden.

Den Rest des Vormittags verbrachte ich mit Aktualisierungen von Daten unserer Probanden und freiwilligen Forschungsteilnehmenden, damit ich sie irgendwann in der Zukunft anrufen konnte.

Mit der Mittagspause kam die Erlösung. Meine ganze Schulzeit hatte ich während des Unterrichts aus dem Fenster gestarrt und von Spaziergängen durch das vormittägliche Prag geträumt, frisch, taufeucht, damals noch fast menschenleer, ich sah mich durch die Höfe der Prager Burg schlendern, am Fluss laufen, Sehenswürdigkeiten anschauen. Wenn ich damals manchmal an einem Wochentag nicht zur Schule musste, wirkte auch das Licht plötzlich anders, als hätte es eine andere Farbe, diese ungewöhnliche, den Normalsterblichen unzugängliche Realität war betörend. Heute wirkt die Stadt nicht mehr so magisch, denn sie ist in der Woche genauso überfüllt wie an Feiertagen, aber trotzdem, wenn ich im Büro sitze, kommt mir diese Vorstellung immer noch bezaubernd vor. Heute bin ich zum ersten Mal stutzig geworden: Ich bin volljährig, mündig, für mich selbst verantwortlich, und kann dennoch die Freizügigkeit nicht ganz genießen. Ich muss mich an einem Ort aufhalten, den Arbeitsbeginn und das Arbeitsende in ein Buch eintragen und weg darf ich höchstens für fünf Wochen im Jahr. Der Freigang während der Mittagspause war nun eine willkommene Gelegenheit, vor die Tür zu gehen. Ist das dieses Erwachsensein, von dem wir einst geträumt haben? Warum kommt es niemandem absurd vor? Warum haben wir es so weit kommen lassen?

Ich atmete die Freiheit der stinkenden Hauptverkehrsstraße. Es zog mich zum Wenzelsplatz. Obwohl ein Schaufenster der kommerziellen Willkür, blieb der Platz für mich immer noch ein

Ort von Freiheit und Genuss. Als Plattenbaumädels waren wir früher nach der Schule manchmal nur so zum Spazieren hierher gekommen, in unseren besten Kleidern und nach einem westdeutschen Deo duftend. Ich kann es hier bis heute riechen.

In der Mitte des Platzes verschwand ich in einer Passage und holte mir ein Eis in der Waffel. Das erste Mal gönnte ich mir ein Eis statt des Mittagessens. Eine echte Schlagsahne, Sorbet, Bananen, Krokant, gleicher Geschmack wie vor zwanzig Jahren. Diese vertraute, tröstende Kombination gab mir wieder Kraft. Schleckend lief ich an den Schaufenstern vorbei. Vorm McDonald's sind mir die Krokantstückchen fast im Halse stecken geblieben. An einem Tisch am Fenster saß Valerie. Die Person, die einen großen Bogen um alles macht, was nach Trend und Kommerz riecht, saß hier, zutschte mit dem Strohhalm an der Cola und knabberte Pommies. Ich steckte mir die restliche Waffel in den Mund und ging hinein. Auf die direkte Frage, was sie hier um Gottes Willen täte, bekam ich eine direkte Antwort. Angeblich habe Kaspar immer so hier gegessen und irgendetwas beobachtet. Sie wollte gern herausfinden, was. Es war vermutlich das erste Mal, dass sie von sich aus von ihrem verschwundenen Sohn sprach. Ich war so baff, dass ich keine weiteren Fragen stellen konnte. Und Valerie wechselte sofort das Thema.

„Komm, ich zeig dir was.“

Wir liefen hinaus, an einer Gruppe Junkies mit Hunden vorbei, die sich vor dem Metroeingang laut stritten. Versifft, zahnlose Typen gingen zwanghaft auf und ab, ein neurotischer Gang. Eine junge Frau mit herauswachsendem Haaransatz und der Haut einer Oma, knibbelte an ihren wunden Unterarmen. Vorbei am Heiligen Wenzel steuerten wir die Straße Ve Smečkáč an. Von allen zurechnungsfähigen Pragern wird sie lieber gemieden, seit Jahren ist sie ein berüchtigter Ort der Rotlichtbetriebe, Bordells, fragwürdigen Cabarets und anderer Touristenfallen. Die Sonne verirrte sich nur selten hierher, es gab keinen einzigen Baum, kein Stückchen Rasenfläche. Nur das beliebte Theater trotzte hier noch dem allgemeinen Verfall.

„Schon auf den ersten Blick eine Zone des Grauens“, merkte ich mit Verweis auf die Senkung der Straße an.

„Gut getroffen. Ich habe übrigens über deine Theorie der pathologischen Zonen nachgedacht. Es ist eben keine neue Erscheinung. Diese Straße hatte schon im Mittelalter einen schlechten Ruf. Der Name leitet sich angeblich von ‚smek hacě‘ ab, was so viel heißt wie ‚er zog die Hosen herunter‘. Ist wahrscheinlich nur eine Legende, aber trotzdem sagt es was über die Straße aus. Vermutlich sind Händler zum Pinkeln und Poppen hierher gekommen.“

Wir liefen an einem weiteren grellen Bordell vorbei, dann blieb Valerie vor einem rosafarbenen Haus mit der Inschrift „Hostel“ stehen. Aus der Einfahrt roch es nach Küche.

„Schau dir das hier an“, sie zeigte an die Wand über dem Einfahrtstor.

„In diesem Haus lebte von 1880 bis 1881 der serbische Forscher Nikola Tesla“, lese ich auf der Gedenktafel. Ich hatte keine Ahnung, dass Tesla jemals in Prag gewesen war, geschweige denn hier länger gelebt hatte.

„Er hat hier am Technikum studiert. Ist hier aber nie glücklich geworden. Er wurde hier eben mit der dämlichen österreichischen Bürokratie in tschechischer Ausprägung konfrontiert.“ Ich hielt es für einen viel zu kleinlichen Grund, warum jemand, ausgerechnet ein Slawe, das damalige florierende Prag nicht gemocht haben sollte. Doch dann wurde mir klar, dass ein so sensibler Mensch wie Tesla sich an solchem Ort nicht wohlgeföhlt haben konnte.

„Es muss ihn hier alles ganz schrecklich gequält haben“, sagte Valerie. „Heute würde man sagen, die Straße habe schlechte Energie. Und von solchen uralten Zonen des Grauens gibt es in Prag noch jede Menge.“ Anscheinend hatte sie tatsächlich darüber nachgedacht.

„Zum Beispiel da drüben“, sie zeigte zurück in Richtung Wenzelsplatz. „Auf der anderen Seite des Platzes geht die Opletalova weiter. Eine uralte Straße. Im vierzehnten Jahrhundert hieß es dort Chudobice, der Ort der Armen. Und was gibt's da heute?“

„Sherwood“, schrie ich auf. Der Park am Hauptbahnhof ist in den Neunzigern von jetzt auf gleich voller amnestierter Häftlinge gewesen. Seitdem ist es ein Ort der Landstreicher geblieben. Im damaligen Chudobice wimmelt es heute von den Ärmsten der Armen.

„Und nicht zu vergessen, gleich um die Ecke ist das Petschek-Palais, im Krieg saß hier die Gestapo. Und heute sitzen schräg gegenüber die Kommunisten. Ich sag dir, eine Zone des Grauens. Oder zum Beispiel die Bartolomějská“, fuhr Valerie fort. „Im Mittelalter waren dort Freudenhäuser, während des Kommunismus die Stasi, dort wurden die Politischen verhört und gefoltert. Ich mag die Straße nicht, man spürt es dort bis heute.“

„Da sollte man wohl am besten die historische Karte von Prag ordentlich studiert haben, bevor man irgendwo einzieht“, lachte ich. Oder bevor man in eine Immobilie investiert. Das wäre doch was für Aleš und sein Start-Up-Projekt: Beratung zur historischen Belastung von Orten. Einige Reiche sind wohl für so ein Esozeug besonders empfänglich. Das hat mir mal Sylva erzählt, und die kommt.